

Prof. Dr. Uta Pohl-Patalong, Kiel

Menschen ansprechen und gewinnen

Vortrag bei der Kirchenpflegetagung Boldern 4.2.2011

Sehr geehrte Damen und Herren,

wie kann die Kirche heute Menschen ansprechen, die sich bisher von der Kirche nicht haben ansprechen lassen und wie kann sie Menschen neu für sich gewinnen? Dies ist eine der wichtigsten Fragen, die sich der Kirche heute stellen. Dabei ist die Frage als solche nicht neu. Sie hat sich in den Anfängen der Kirche bereits gestellt, als die Anhängerinnen und Anhänger Jesu die Botschaft von seinem Leben, seinem Sterben und vor allem seiner Auferstehung nicht für sich behalten wollten, sondern weiter tragen wollten, um auch andere Menschen davon zu überzeugen, dass sich Gottes Liebe und sein guter Wille für die Menschen in Jesus von Nazareth offenbart haben und dass es sich lohnt, an ihn als den Sohn Gottes zu glauben. Die Kirche war in ihren Anfängen eine Missionsbewegung – immer weiter zog sie ihre Kreise und immer neue Menschen wurden angesprochen und für die christliche Botschaft gewonnen. Das änderte sich, als die Jerusalem Reichskirche wurde und das Römische Reich insgesamt christlich. Nun wurde man selbstverständlich Christ bzw. Christin, alle Kinder wurden getauft und es musste keine eigenen Bemühungen mehr geben, Menschen ganz neu für den christlichen Glauben zu gewinnen. Immer wieder gab es in der Geschichte der Kirche jedoch Anstrengungen, aus formal zur Kirche gehörenden Mitgliedern aktive glaubende Christinnen und Christen zu machen, sei es unter Karl dem Großen, sei es in der Reformation oder im Pietismus. Dennoch war es eine für die Kirche aus heutiger Sicht komfortable Situation, wo man sich keine Gedanken um Mitgliedergewinnung machen musste – es gab schlicht nicht die Möglichkeit, sich gegen die Kirchenmitgliedschaft zu entscheiden.

Mit der Neuzeit vor ca. 200 Jahren änderte sich die Situation noch einmal grundlegend. Jetzt zerbrach nach und nach die Einheit von Gesellschaft, Christentum und Kirche. Menschen begannen, ihr Verhältnis zum christlichen Glauben und zur Kirche selbstständig zu gestalten. Jetzt entschied nicht mehr die Kirche über den Glauben der Menschen und ihr Verhält zur Institution Kirche, sondern die Menschen selbst. Damit setzte ein Nachdenken und Gesellschaft, Glauben und Kirche ein, das immer verbunden ist mit der Frage, wie Kirche Menschen ansprechen und gewinnen kann. Dabei geht es allerdings zunächst noch nicht um die formale Kirchenmitgliedschaft, die war selbstverständlich, sondern es geht um das Ansehen der Kirche und um das Verhältnis von Menschen zu ihr. Im 19. Jahrhundert dann spitzte sich die Situation zu mit der sich in Europa nach und nach durchsetzenden Industrialisierung: Als Menschen zu Tausenden in die großen Städte strömten, verloren sie ihre sozialen, moralischen und oft auch religiösen Wurzeln. Eine weitgehende Entkirchlichung vor allem unter den Arbeitern setzte ein. Die wurden formal eingemeindet in riesige, viele Zehntausende umfassende Gemeinden, aber die Kirchen waren im Grunde hilflos gegenüber dieser Situation. Der Gottesdienstbesuch sank in den großen Städten Europas auf ca. 1,5 % der Kirchenmitglieder ab – deutlich weniger als heute.

Nachdem erst christliche Vereine auf die Notlagen reagiert hatten, wurde zunehmend deutlich, dass sich die Kirche und die konkrete Gestalt der Gemeinde verändern müssten, um Menschen in ihrer Lebenssituation zu erreichen. Als Protagonist dieser Entwicklung gilt zu Recht Emil Sulze (1832-1914) und die sog. „Gemeindebewegung“. Sulze strebte eine „überschaubare

Gemeinde“ an, die von gegenseitiger Seelsorge- und Liebestätigkeit geprägt ist. Jedes Mitglied sollte erfasst, gekannt und betreut werden und vor allem wollte Sulze eine auf persönlicher Kenntnis beruhende Gemeinschaft der Gemeindeglieder untereinander erreichen. Dafür teilte er diese Gemeinde weiter auf in kleinere und noch kleinere Einheiten, für deren soziale und religiöse Betreuung er Laien einsetzte.

Sulzes Ziel war eine Gemeinde aus aktiven Christinnen und Christen, in der alle durch ein eng geknüpftes Netz aufgefangen werden. Damit sich die Gemeindeglieder aber auch wirklich nicht nur kennen, sondern auch lieben lernen, führte Sulze die Idee einer gemeinsam verbrachten Freizeit in der Gemeinde in Form von geselligen Abenden ein. Religiöse Themen kombinierte er mit kulturellen Angeboten sowie mit der Gelegenheit, über Sorgen und Nöte zu sprechen. Die Idee von Gruppen und Kreisen entstand. Die ersten Gemeindehäuser wurden zu diesem Zweck gebaut. Im Grunde verstand Sulze die Ortsgemeinde als Verein, für den in seiner Zeit persönliches Engagement, Geselligkeit und Hilfe in Notlagen konstitutiv war.

Diese neue Gemeindekonzeption hatte ganz wesentlich zum Ziel, Menschen anzusprechen und zu gewinnen, was offensichtlich in den bisherigen Gemeindestrukturen nicht gelungen war. Die Frage wurde damals in ganz ähnlicher Weise wie heute gestellt, wie Menschen in ihrer Lebenssituation mit ihren Fragen und Themen, Sorgen und Hoffnungen von der Kirche angesprochen werden können. Die damalige Lösung einer Umformung der Gemeinde war erfolgreich, aber sie warf auch wieder neue Probleme auf – Probleme, die uns bis heute beschäftigen. Erfolgreich war sie insofern, als es jetzt eine klare Möglichkeit gab, in einer Gemeinde eine Heimat für sich als in der modernen Gesellschaft lebende Christin oder Christ im Kreis von anderen zu verstehen und hier Unterstützung im Leben und im Glauben zu erfahren. Erfolgreich war sie aber vor allem insofern, als ihr Gemeindeleitbild prägend für die Gemeinden in Mitteleuropa wurden – bis heute haben wir als „Gemeinde“ wesentlich eine kirchliche Einheit vor Augen, die einerseits territorial organisiert ist, also zuständig ist für die religiöse Versorgung von Menschen eines bestimmten Bezirkes und andererseits eine Gemeinschaft von Menschen darstellt, die in ihrer Freizeit sich aktiv in der Gemeinde engagieren.

Als Problem wirkte sich jedoch aus, dass mit dieser Form von Gemeinde die Notwendigkeit, Menschen für die Kirche anzusprechen und zu gewinnen, noch stärker wurde. Kirche machte mit dieser Gemeindekonzeption einen großen Schritt von einer Institution zu einer Organisation, wie es soziologisch beschrieben wird: Während eine Institution selbstverständlich für alle Menschen da ist und unhinterfragt ihre Aufgaben für die ganze Gesellschaft erfüllt, verfolgen Organisationen einen bestimmten Zweck, den nicht alle teilen und sie müssen permanent überzeugen, dass sie sinnvoll sind, ihre Aufgaben gut erfüllen und um Mitglieder werben. Seit dieser Form von Gemeinde gibt es die Trennung der Kirchenmitglieder in „aktive“ und „distanzierte“ Mitglieder, die uns heute stark beschäftigt. Wenn man jetzt seinen Glauben aktiv im Rahmen der Gemeinde leben möchte, muss man sich zudem in die – spezifischen – Sozialformen der Ortsgemeinde hineinbegeben – die manchen Menschen mehr und manchen weniger liegen. Das haben übrigens auch zu Zeiten Sulzes nie alle getan, es war immer nur eine Minderheit von heute ca. 10 % der nominellen Kirchenmitglieder. Lange hat man das kirchliche Mitgliedschaftsverhalten als Glaubensstärke bzw. -schwäche gedeutet. Heute wissen wir, dass die einfache Gleichsetzung „je kirchlicher, desto christlicher“ wesentlich zu eng ist. Natürlich spielt auch der eigene Glaube eine Rolle bei der Frage, wie man sich zur Kirche verhält, aber es sind auch viele andere Faktoren wie Alter, Geschlecht und, wie in den letzten Jahren vor allem herausgearbeitet wurde, die Zugehörigkeit zu einem sozialen Milieu. Denn diese entscheidet darüber, ob ich mich in der Gemeinde bzw. einem Gemeindekreis oder auch im Gottesdienst wohl fühle oder ob ich mich fremd fühle und den Eindruck nicht loswerde, dass ich irgendwie nicht hierher passe. Das

beginnt mit der Ästhetik des Gemeindehauses, geht weiter mit der Frage, welchen Menschen man begegnet, zu welchen Zeiten und wie regelmäßig man sich trifft und wie man miteinander kommuniziert. Wir wissen heute: Bestimmte Sozialformen ziehen bestimmte Menschen und nie alle an. Das aber heißt: Die Kirche trifft mit ihren Sozial- und Handlungsformen faktisch Vorentscheidungen darüber, mit welcher Wahrscheinlichkeit welche Menschen erreicht werden. Im Blick auf die Aufgabe der Kirche, das Evangelium mit aller Welt zu kommunizieren, bedeutet dies, dass sie es manchen Menschen erleichtert und anderen erschwert, im Kontakt mit dem Evangelium zu leben (und manchmal durchaus auch: allererst in Kontakt zu kommen), wenn sie sich auf eine Gemeindeform konzentriert.

Über diese Frage wurde bereits in den 1970er Jahren intensiv nachgedacht. Aus der Erkenntnis, dass die Ortsgemeinde zumal in ihrer damaligen Ausrichtung ihrer Aufgaben, Menschen neu anzusprechen und zu gewinnen, nicht gerecht wurde, entstanden neue Formen kirchlicher Arbeit. Es wurden Pfarrämter eingerichtet, die jenseits der Ortsgemeinde für Bildungsarbeit, Frauenarbeit, Akademiearbeit, Krankenhausseelsorge, Gefängnisseelsorge, Diakonie, Beratungsarbeit, Ökumene etc. zuständig sind. Wichtigstes Ziel war dabei, Menschen auf ihren veränderten Wegen nachzugehen und nicht in den Formen des 19. Jahrhunderts zu verharren, damit Menschen ein neuer Zugang zum Evangelium eröffnet wird. Allerdings standen diese Formen kirchlicher Arbeit immer ein wenig unverbunden neben der weiterhin dominant bleibenden Gestalt der Ortsgemeinde. Sie wurden nur selten theologisch begründet bzw. ihre Begründungen wurden nicht so breit kommuniziert, dass sich im Bewusstsein der Gesellschaft wirklich verankert hätte, dass es ganz unterschiedliche Möglichkeiten gibt, in der Kirche aktiv zu sein und seinen Glauben zu leben.

Seit den 1990 Jahren nun werden die inhaltlichen Überlegungen, wie Menschen von der Kirche neu angesprochen werden können, von finanziellen Fragen überschattet – in Deutschland etwas früher und radikaler als in der Schweiz, aber auch hier stehen mittlerweile häufig Finanzfragen im Vordergrund, wenn es um die Zukunft der Kirche geht. Dabei wird manchmal die Suche nach neuen einladenden Formen von Kirche quasi überholt, indem man diese quasi als Luxus finanzstarker Zeiten ansieht, den man sich jetzt nicht mehr leisten könne. Wenn es finanziell eng wird, müsse man sich auf das Bewährte zurückziehen, kann es dann heißen und damit für eine Stärkung der klassischen Ortsgemeinde und ein Zurückfahren andere Formen von Kirche plädieren. Dabei kann manchmal die klassische Ortsgemeinde unter der Hand zur „eigentlichen“ Form von Gemeinde oder von Kirche werden, die die Norm für andere Formen darstellt. Diese hätten dann nur insoweit ein Existenzrecht, als sie der Ortsgemeinde zuarbeiten. Theologisch liegt hier schlicht ein Irrtum vor – die Ortsgemeinde ist eine mögliche und legitime Form christlicher Gemeinde mit bestimmten Vorteilen und anderen Nachteilen, anderen Formen von Gemeinde sind aber genauso möglich und legitim – denn eine christliche Gemeinde ist ja definiert durch das, was in ihr geschieht und nicht durch eine bestimmte, historisch bedingte soziale und rechtliche Form.

Damit stehen wir heute vor der Aufgaben, Formen von Kirche, von Gemeinde zu finden, die Menschen in der heutigen Zeit neu ansprechen und gewinnen, dabei aber den finanzielle engeren Rahmen im Blick haben. Das ist ein bisschen die Quadratur des Kreises. Man kann aber auch umgekehrt argumentieren, dass die Finanzkrise dazu nötigt, die schon lange anstehenden Überlegungen nun endlich konsequent anzugehen, denn so lange genug Geld da ist, ist vielleicht das doch immer ein wenig schwerfällige Gebilde Kirche nur schwer in der Lage, sich zu bewegen.

Ich habe das einmal versucht und dabei nach einem Modell gesucht, dass die Stärken der Ortsgemeinde mit denen andere kirchlicher Formen verbindet und einen „dritten Weg“ sucht. Es

sollte zudem die Anforderung erfüllen, sowohl auf die inhaltliche als auch auf die finanzielle Krise zu reagieren. Herausgekommen bei der Suche ist das Modell der „kirchlichen“ Orte.¹ In manchem ist es den anderen aktuellen Reformtendenzen verwandt, das Modell setzt jedoch grundlegender an und geht vor allem von einer Vision aus. Ich denke, wenn wir einmal 10 oder 20 solcher Visionen auf dem Tisch hätten, würde die Reformdebatte anders aussehen und mit mehr Lust und Leidenschaft für die Kirche geführt werden.

Das Modell nennt sich nach den „kirchlichen Orten“, weil es schlicht von den Orten ausgeht, wo kirchliche Arbeit stattfindet. Gemeint sind damit ebenso bisherige Ortsgemeinden - in der Regel mit Kirchengebäude und Gemeindehaus - wie Tagungshäuser, kirchlich genutzte Räume in Krankenhäusern, Schulen und Gefängnissen und jegliche Gebäude, in denen bisher kirchliche Arbeit geleistet wird.

Diese kirchlichen Orte und die Arbeit, die bisher dort geleistet wurde, bilden Ressourcen, die wertgeschätzt und an die für Zukunftsüberlegungen angeknüpft werden soll. Überhaupt habe ich den Eindruck, dass es der Kirche und den Strukturüberlegungen sehr dienen würde, wenn wir gemeinsam an einer Kultur der Wertschätzung arbeiten würden. Dies bedeutet jedoch nicht, dass jeder kirchliche Ort und die Arbeit, die dort geleistet wird, sakrosankt ist. Dies beschränkt nicht nur die Arbeitsmöglichkeiten erheblich, sondern fördert auch eine pessimistische Grundstimmung, die dem kirchlichen Klima nicht zuträglich ist. Eine wichtige Voraussetzung für eine zukunftsweisende kirchliche Arbeit sind gerade ausreichende personelle und materielle Möglichkeiten, um die jeweiligen Aufgaben kompetent und zufriedenstellend leisten zu können! Langfristig dürfte sich ein Aufgeben des einen oder anderen kirchlichen Ortes wesentlich weniger schädlich auswirken als ein gesamtkirchliches Klima, das von permanenter Reduktion und verbreitetem Pessimismus geprägt ist. Die Wertschätzung der Orte zeigt jedoch an, dass dies nicht leichtfertig geschehen darf, sondern eine schwerwiegende Entscheidung ist, bei der sehr deutlich werden muss, was dabei gewonnen wird – für die Gesamtkirche und für die Menschen vor Ort.

Ich unterscheide dann in meinem Modell an jedem kirchlichen Ort zwei Bereiche: Einerseits ein vereinsähnliches kirchliches Leben, andererseits inhaltliche Arbeitsbereiche.

Einen „vereinskirchlichen“ Bereich gibt es an jedem kirchlichen Ort. Kirche ist damit nach wie vor am Wohnort präsent. Mit diesem Bereich bekommt der von Gemeinschaft und Geselligkeit geprägte Aspekt auf diese Weise einen eigenständigen Stellenwert in der Kirche. Inhaltlich entsprechen diesem Bereich Teile der bisherigen kirchlichen Angebote wie beispielsweise Seniorinnenkreise, Single-Gruppen, Eltern-Kind-Gruppen, Gemeindefeste, Gemeindereisen oder Basare, aber auch Gruppen, die sich über religiöse Themen austauschen, oder Bibelkreise, die die Bibel in Gemeinschaft lesen und ihre Erkenntnisse einander mitteilen. Ebenso gehört die wohnortnahe und auf persönlichen Beziehungen beruhende „kleine Diakonie“ zu diesem Bereich, also Betreuung, nachbarschaftliche Hilfe und Besuche bei Menschen, die sich zum „Ensemble der Opfer“ rechnen lassen. Dieses vereinsähnliche kirchliche Leben kommt Menschen entgegen, die im Nahbereich Gemeinschaft suchen, ohne die Anstrengung persönlicher Aktivität und Wahl auf sich zu nehmen. Damit werden vor allem die Bevölkerungsgruppen angesprochen, für die das territoriale Prinzip und die Wohnortnähe besonders wichtig sind, da sie weniger mobil sind als andere.

¹ Vgl. Uta Pohl-Patalong: Von der Ortskirche zu kirchlichen Orten. Ein Zukunftsmodell, Göttingen (2004)
²2005.

Welche Ausprägungen des vereinskirchlichen Lebens sich an einem kirchlichen Ort im Einzelnen entwickeln, welche Kreise und Gruppen es in welcher Form dort gibt, muss dabei nicht überall gleich sein – auf keinen Fall ist damit gemeint, möglichst viel Unterschiedliches anzubieten. Ich denke eher, dass es von den konkreten Verhältnissen vor Ort abhängen kann. In Gegenden mit einem hohen Anteil älterer Menschen wird sich ein anderer Schwerpunkt der Gruppen ergeben als in einem Gebiet mit vielen jungen Familien. In Stadtteilen mit großen sozialen Problemen wird das vereinskirchliche Leben anders aussehen als in sozial besser gestellten Gegenden.

Der vereinskirchliche Bereich von Ehrenamtlichen wird in meiner Vision von Ehrenamtlichen gestaltet und geleitet. Dies entspricht den Wurzeln dieses Bereiches kirchlicher Arbeit, vor allem aber sprechen sowohl theologische als auch soziologische Gründe dafür. Theologisch wird damit das „allgemeine Priestertum aller Gläubigen“ ernstgenommen, das jedem Christen und jeder Christin verantwortungsvolle kirchliche Arbeit zutraut. Dabei ist es unabdingbar, dass Ehrenamtliche sich für die verschiedenen Aufgaben auch qualifizieren. Diese Überlegungen berühren die Frage nach dem Ehrenamt und der Rolle der Ehrenamtlichen in der Kirche, die im Moment in der Kirche breit diskutiert wird. Soziologische Studien zeigen, dass das ehrenamtliche Engagement noch nie so groß war wie heute! Gleichzeitig geht die Zahl der „klassischen“ kirchlichen Ehrenamtlichen, die den Pfarrer unterstützen, den Kirchenkaffee kochen und den Gemeindebrief austragen, deutlich zurück. „Wo sollen wir denn die Ehrenamtlichen hernehmen?“, werde ich an dieser Stelle gelegentlich gefragt. Ich frage eher umgekehrt: Wie ist es sonst möglich, eine lebendige und ausstrahlungskräftige Kirche zu leben, die Menschen anzieht, wenn sie nicht gemeinsam von vielen gestaltet wird? Ich glaube, dass die christliche Botschaft und auch die kirchliche Organisation für wesentlich mehr Menschen attraktiv sein kann als sich heute kerngemeindlich engagieren. Es ist unsere Aufgabe, dies gesellschaftlich deutlich zu machen und zu zeigen, was es positiv bedeuten kann, im Kontakt mit der christlichen Botschaft zu leben.

Gleichzeitig müssen diese Visionen natürlich mit den gegenwärtigen Verhältnissen vermittelt werden. Dass Ehrenamtliche die Organisation und die Durchführung der Aktivitäten im vereinskirchlichen Bereich übernehmen, bedeutet natürlich für viele Gruppen und für viele bisher in Gemeinden Engagierte, sich erheblich umzustellen. Gewohnheiten mancher Gruppen – wie sich auf die „Versorgung“ durch den Pfarrer oder auch nur die guten Ideen der Pfarrerin zu verlassen – müssten sich verändern. Wichtig für die Überzeugungsarbeit dürfte dabei sein, sich immer wieder klarzumachen, was die Alternativen sind und was damit gewonnen werden kann, Kirche von vielen aktiv zu gestalten. Wichtig ist dabei aber auch, die ehrenamtliche Arbeit professionell zu unterstützen – besonders natürlich in der Übergangszeit, aber auch auf Dauer. Dies ist wiederum eine Aufgabe für die Hauptamtlichen. Ihre Aufgaben sind dann konkret zum Beispiel Hilfe zu leisten beim Aufbau einer Gruppe oder eines Kreises, aber auch, die Kompetenzen für die Leitung einer Gruppe oder eine Betreuungsaufgabe zu vermitteln – egal, ob sie selbst Fortbildung durchführen oder sie vermitteln. Sie sollen die engagierten Ehrenamtlichen auch auf Dauer begleiten und fördern, zum Beispiel in Form von Besuchsdienstkreisen oder Gruppen zum Austausch und zur Weiterbildung von Gruppenleiterinnen und -leitern. Ferner sollten sie als Seelsorgerinnen und Seelsorger zur Verfügung stehen. Ferner gehört es zu ihren Aufgaben, notwendige diakonische Aufgaben im Umfeld des jeweiligen Ortes im Blick zu haben, gegebenenfalls Menschen zur Übernahme von Betreuungsfunktionen zu motivieren und diese zu organisieren. Ganz wichtig für diese Aufgabe wer dann, gemeinsam mit den Ehrenamtlichen überhaupt erst herauszufinden, welche Begleitung welche Ehrenamtlichen eigentlich wollen

und brauchen – im Findungsprozess über das persönlich passende Betätigungsfeld, in der Vermittlung der Fähigkeiten dafür, in der seelsorglichen und geistlichen Begleitung etc. Dies müsste übrigens nicht unbedingt eine Aufgabe für das Pfarramt, sondern könnte auch eine Aufgabe für Sozialdiakonische Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter sein, womit auch die Abgrenzung und Aufgabenbeschreibung der Berufsgruppen einfacher wäre.

Neben dem an Geselligkeit und Gemeinschaft orientierten vereinskirchlichen Leben schlage ich vor, dass es an jedem kirchlichen Ort einen zweiten Bereich kirchlicher Arbeit gibt, der bestimmte, klar definierte Arbeitsbereiche erfüllt. Dieser Bereich orientiert sich über die Inhalte der Arbeit, weniger über den Geselligkeitsaspekt. Er hat einen größeren Horizont als der vereinskirchliche. Das bedeutet auch, dass nicht an jedem kirchlichen Ort Ähnliches angeboten wird. In dieser Hinsicht bedeutet es eine Abkehr vom flächendeckenden Prinzip, allerdings nicht von der Präsenz, sondern von den ausdifferenzierten Angeboten her, die bisher nicht nur, aber vor allem im Bereich der gesamtkirchlichen Dienste lagen.

Zu diesen Arbeitsbereichen gehören zum einen kirchliche Aufgaben, die bisher eher spezialisiert wahrgenommen wurden. Diakonische Aufgaben, Bildungsarbeit, Beratung und spezialisierte Seelsorge oder gesellschaftspolitische Aufgaben meine ich z.B.. Aber gemeint sind auch Bereiche, die bislang vor allem in der Ortsgemeinde angeboten werden, die aber unter einer Überlastung der hauptamtlichen bei zurückgehenden Mitteln und teilweise auch unter einer kleinen Gemeindegliederzahl leiden wie Kinder- und Jugendarbeit, Arbeit mit jungen Erwachsenen, Arbeit mit Familien, Single-Arbeit, Frauen- und Männerarbeit oder Seniorinnen- und Seniorenarbeit. Weitere Bereiche – ohne Anspruch auf Vollständigkeit – sind Kirchenmusik, Spiritualität, ökumenische Arbeit oder interreligiöser Dialog.

Der wesentliche Unterschied zum vereinskirchlichen Bereich liegt dabei in dem Zustandekommen der Bereiche: Die inhaltlichen Arbeitsbereiche werden als Angebote seitens der Institution vorgenommen, weil sie der Überzeugung ist, dass es zu ihren Aufgaben gehört, diese Themen wahrzunehmen. Diese Überzeugung wird sie selbstverständlich nicht unabhängig von den Bedürfnissen von Menschen pflegen, aber sie beruhen auf der Einsicht, dass es zur Aufgabe der Kirche gehört, Diakonie zu treiben, ökumenische Beziehungen zu pflegen, Kinder- und Jugendarbeit zu leisten, die gesellschaftliche Stimme zu erheben etc. Der vereinskirchliche Bereich hingegen kommt dann und insofern zustande, wenn Menschen ihn gestalten. Die Kirche bietet einen Raum dafür, Unterstützung und professionelle Hilfeleistung, manchmal auch Motivation, aber sie bietet nicht an, sondern organisiert und moderiert Bedürfnisse.

Um auf der anderen Seite nicht in die Gefahr zu kommen, dass sich die Zielgruppen und Arbeitsbereiche gegeneinander abschotten und sich selbst genug sind, ist es sinnvoll, an einem Ort nicht nur einen Arbeitsbereich anzubieten. Anders als für den vereinskirchlichen Bereich liegt die Verantwortlichkeit für die spezialisierten Arbeitsbereiche nicht ausschließlich in ehrenamtlicher Hand, sondern sie werden – in ähnlicher Weise wie dies bisher geschieht – von Hauptamtlichen und Ehrenamtlichen gestaltet.

Diese differenzierten Angebotsstrukturen bringen es mit sich, dass Menschen zum Teil längere Wege in Kauf nehmen müssen, um den kirchlichen Ort zu erreichen, der ihren Interessen entspricht. Nun sind zwar nicht alle Bevölkerungsgruppen hochmobil, aber diese haben in der Regel auch eher die Interessen, die zum vereinskirchlichen Bereich gehören, also an jedem kirchlichen Ort stattfinden können – Eltern-Kind-Gruppen oder Seniorinnenkreisen zum Beispiel. Für gezielte Angebote wie z.B. Meditationsarbeit, interreligiöse Arbeit oder Angebote für Alleinerziehende mussten viele auch bisher weitere Wege in Kauf nehmen –

und häufig waren die Veranstaltungen auch als eher zufälliges Angebot einer Ortsgemeinde nicht ganz leicht zu finden.

Aufgegeben wird dabei der Anspruch, das gleiche Angebot für alle gleichermaßen attraktiv zu gestalten, und aufgegeben wird auch das Prinzip der Allzuständigkeit – sowohl die Allzuständigkeit von Pfarrerinnen und Pfarrern als auch von Ortsgemeinden. Das bedeutet durchaus auch Verzicht – aber der Verzicht eröffnet die Chance, kompetente und konzentrierte Arbeit zu leisten, statt sich in einer Fülle von Arbeitsbereichen zu verzetteln. Mein Eindruck ist, dass die Kirche für bestimmte Lebensfragen und Themen große Kompetenzen hat und dass diese gesellschaftlich anders wahrgenommen würden, wenn sie an manchen Stellen ausgewiesen und kompetent angeboten würden, statt in der Fülle zu verschwinden.

Was sich dann an welchem Ort konkret an Schwerpunkten herausbildet, dürfte und sollte sogar ein längerer Prozess sein. Erst einmal sollte vor Ort geguckt werden, welche Ressourcen da sind, welche Bedürfnisse der Region und durchaus auch, welche Charismen. Eine Aufnahme und Weiterführung bisheriger Schwerpunkte ist sicherlich oft sinnvoll. Zum Teil ergeben sich diese bereits organisch aus dem jeweiligen kirchlichen Ort wie z.B. innerhalb von Institutionen wie Krankenhäusern, Schulen oder Gefängnissen oder legen sich – z.B. bei einem Tagungshaus – durch das jeweilige Gebäude nahe. Auch für diesen kirchlichen Ort wäre der inhaltliche Schwerpunkt bereits naheliegend. In diesen Bereichen dürfte sich durch das Modell kirchlicher Orte vermutlich am wenigsten verändern, der vereinskirchliche Bereich käme jedoch bei Bedarf hinzu. Häufig haben sich aber auch in bisherigen Ortsgemeinden Schwerpunkte der Arbeit organisch aus dem Standort entwickelt, beispielsweise soziale Arbeit in bestimmten Stadtteilen oder Arbeit mit jungen Familien in Neubausiedlungen. An anderen kirchlichen Orten haben sich Menschen zusammengefunden, die sich einem Gebiet verstärkt widmen wie beispielsweise gesellschaftspolitischer Arbeit. Manchmal ergeben sich auch bestimmte Schwerpunkte aus den örtlichen Ressourcen, beispielsweise der Schwerpunkt Kirchenmusik. Solche gewachsenen Arbeitsschwerpunkte können die Grundlage für eine differenzierte und spezialisierte Organisationsstruktur bilden. Die an einem kirchlichen Ort bereits Engagierten sollten maßgeblich beteiligt werden, möglicherweise in einem ähnlichen Vorgehen, wie dies im Moment in Ortsgemeinden im Rahmen von Profilentwicklungsprozessen geschieht. Gleichzeitig müssten natürlich Absprachen in einer Region bzw. in einer Stadt erfolgen, wer was in welchem Bereich macht und dabei auch gesamtkirchliche Entscheidungen getroffen werden. Es braucht eine koordinierende Größe, die sicherstellt, dass in einer bestimmten Region alle wesentlichen kirchlichen Aufgabengebiete geleistet werden und ihre Erreichbarkeit gewährleistet ist. Wie viele Schwerpunkte mit Jugendarbeit soll es in einer Region geben, wie viele mit Diakonie, mit Kirchenmusik etc? Die Fragen können nur im gemeinsamen Prozess geklärt werden. Mir ist durchaus bewusst, dass dies eine veränderte kirchliche Kultur in der Leitung und der Mitbestimmung bedeutet, die einerseits eine breite Beteiligung sicherstellt, andererseits diese Beteiligung nicht Entscheidungshinderung bedeutet, sondern auf klaren Wegen und in klaren Zeiträumen Entscheidungen befördert. Ich glaube allerdings, eine solche Kultur brauchen wir sowieso, egal welche Organisationsformen wir favorisieren.

Wichtig ist mir dabei, dass an jedem kirchlichen Ort ein gottesdienstliches Leben stattfindet. Ein wesentlicher Unterschied zwischen bisherigen Ortsgemeinden und bisherigen anderen kirchlichen Arbeitsbereichen ist damit aufgehoben. Allerdings muss vielleicht der agendarische

Gottesdienst am Sonntagvormittag nicht mehr die Regelform bilden. Die Vielfalt von Arbeitsbereichen bietet die Chance, dass sich eine Vielfalt gottesdienstlicher Formen mit unterschiedlichem Charakter und zu unterschiedlichen Zeiten entwickelt. Dabei müsste jeweils geguckt werden, wie der Gottesdienst dennoch zu einem integrierenden Ort für alle werden kann, die sich an diesem kirchlichen Ort engagieren. Hierfür könnte aber gerade die Tatsache eine Chance bieten, die gottesdienstliche Feier organisch in das sonstige Handeln einzubinden.

Gesondert ist die Frage der Amtshandlungen zu betrachten. Grundsätzlich sind nach diesem Modell Kasualien an jedem kirchlichen Ort möglich. Für die Menschen, die entweder die wohnortnahe Anbindung ihrer lebenszyklischen Teilnahme suchen oder den biografischen Ritus im Kontext ihres vereinskirchlichen Lebens feiern wollen, sollten die Pfarrerinnen und Pfarrer – unabhängig von deren Arbeitsschwerpunkt - an einem kirchlichen Ort nahe ihres Wohnortes sie mit ihrem Anliegen nach einer Taufe, einer Trauung oder einer Bestattung willkommen heißen. Für diejenigen, denen es weniger auf die Wohnortnähe als auf die Ästhetik des Gebäudes ankommt, haben einige Kirchen Kasualien als eigenen Arbeitsbereich inne. Diese präsentieren sich auch in der Öffentlichkeit als Kasualkirchen und können auf diese Weise mögliche Schwellenängste abbauen helfen. An diesen Orten lagern sich Angebote um die Kasualien herum an wie bzw. Seminare für angehende Taufpatinnen und Taufpaten oder Hochzeitspaare oder auch Trauerarbeit. Andere Menschen in ähnlichen Lebenslagen können dort getroffen werden. Daraus kann sich wiederum ein – dann unter Hilfestellung von Hauptberuflichen selbst organisiertes - vereinsmäßig organisiertes Leben entwickeln, in dem Kasualien z.B. in Eltern-Kind-Gruppen oder Gesprächskreisen junger Erwachsener ihre Fortsetzung finden.

Je mehr sich die Arbeitsbereiche differenzieren, desto wichtiger wird die *Öffentlichkeitsarbeit* - sie erhält geradezu eine Schlüsselrolle für die kirchliche Arbeit! Für jede Stadt oder jede Region müsste eine zentrale kirchliche Informationsstelle eingerichtet werden, die ebenso professionell wie freundlich Auskunft gibt, wo welcher kirchliche Arbeitsbereich zu finden ist, wie dieser aussieht und Möglichkeiten es gibt, sich dort zu beteiligen. Hier sollte persönliche Beratung geleistet werden für diverse Fragen: Fragen nach Gottesdiensten mit einem bestimmten Charakter, Fragen nach ehrenamtlichem Engagement, Fragen nach diakonischen Einrichtungen und kirchlicher Hilfeleistung, Fragen nach Kasualien und vielem mehr. Die Kirche würde damit signalisieren: ihr müsst nicht schon „Insider“ sein, ihr könnt jederzeit dazukommen und es gibt gute Chancen, dass ihr das in der Kirche findet, was ihr sucht!

Ich glaube, dass ein Vorteil des Modells darin liegt, dass es eine formale Klarheit mit inhaltlicher Flexibilität verbindet. Das Modell kann sich Veränderungen flexibel anpassen. Einige Übergangslösungen bis zu einer deutlicheren Klärung der Situation wurden bereits. Wenn sich die Erkenntnis, „was Kirche wesentlich ausmacht“, verändert, kann sich das Modell kirchlicher Orte leicht verändern – indem zum Beispiel Arbeitsbereiche anderes gewichtet werden oder der vereinskirchliche Bereich mehr oder weniger Bedeutung erhält. Schritte zu diesem Modell würden vermutlich einen kirchlichen und praktisch-theologischen Diskurs genau zu dieser Frage – was Kirche wesentlich ausmacht - fördern – und die erscheint mir eine wesentliche Aufgabe der nächsten Jahre und Jahrzehnte. Nicht zuletzt gilt die Flexibilität auch finanziell: Die kirchlichen Strukturen können den Finanzen angepasst werden, indem es mehr

oder weniger kirchliche Orte mit mehr oder weniger Arbeitsbereichen gibt, ohne dass ein ganz neues Modell gefunden werden muss.

Nicht nur finanziell, sondern vor allem inhaltlich wichtig ist die Chance dieser Überlegungen, dass Menschen von der Kirche angesprochen und gewonnen werden, die in den bisherigen Strukturen nur schwer Kontakt gefunden haben. Dem Auftrag der Kirche, der sich an alle Welt richtet, könnte damit auf neue Weise nachgekommen werden.